

Steirische Steine in Wien

Von Alois Kieslinger

In der Geschichte der Steinverwendung spielt die Verfrachtung von Rohsteinen oder fertigen Arbeiten auch in der Zeit vor den neuzeitlichen Verkehrsmitteln eine viel größere Rolle als gemeinhin bedacht wird. Maßgebend war natürlich in erster Linie das Vorhandensein irgendwelcher bestimmter Steinarten, die auch außerhalb des Landes begehrt wurden. An erster Stelle stehen besonders schön gefärbte oder gemusterte Marmore, die schon in der Antike weithin verfrachtet wurden.

Übrigens wurde schon damals gelegentlich eine gewisse Kontingentierung der Baustoffe verfügt, für einzelne Steine bedurfte es einer eigenen Ausfuhrerlaubnis, wie wir z. B. einem alten Papyrus entnehmen (KIESLINGER 1936 a). Eine behördliche Einschränkung des Steinhandels erfolgte wiederholt auch zum Schutze gewisser Gewerbe. So mußten den Waffen-, Messer- und Sensenschmieden bzw. Schleifern die ihnen unentbehrlichen Schleifsteine gesichert und vorbehalten werden. Wir kennen solche Vorschriften bzw. Verbote aus dem 16. und 17. Jahrhundert z. B. für die Gegend von Waidhofen a. d. Ybbs (ausführlich bei KIESLINGER 1938).

Eine zweite Voraussetzung war die Möglichkeit, die schweren Steinlasten mit einem erträglichen Aufwand verfrachten zu können. Bei dem damaligen Zustand der Straßen und wohl auch der Unzulänglichkeit der Fuhrwerke hatte der Wasserweg eine Bedeutung, die wir uns heute kaum mehr richtig vorstellen können. Man war schon froh, ihn wenigstens ein Stück weit benützen zu können.

Als z. B. im Jahre 1587 Marmore aus der Gegend des Faaker Sees nach Seckau gebracht werden sollten, um zur Ausschmückung des Mausoleums des Erzherzogs Carl II. in der dortigen Stiftskirche zu dienen, da brachte man die Steine an den Wörther See, über den See nach Klagenfurt und erst von dort mit Wagen nach Seckau (WASTLER 1881). Als in den Jahren 1773—1778 Blöcke von Sterzinger Marmor für die Gartenfiguren im Schlosse Schönbrunn gebraucht wurden, gingen diese Blöcke zunächst als Rückfracht auf den Salzfuhrwerken über den Brenner bis Hall, von dort aber kamen sie über Inn und Donau nach Wien (BALDRIAN 1937).

Die Donau als Wasserstraße für Steinfrachten ist aus der Verkehrsgeschichte überhaupt nicht wegzudenken. Schon die Römer brachten Blöcke von Jura- und Kalk aus ihren Steinbrüchen bei Regensburg nach Linz herunter (KIESLINGER-SCHADLER 1949), aber auch griechische Marmore aus dem Südosten herauf nach Carnuntum. Die Salzburger Marmore, hauptsächlich die rotbunten von Adnet bei Hallein (in kunstgeschichtlichen Arbeiten leider vielfach fälschlich als Untersberger Marmor bezeichnet), wurden soweit als irgend möglich auf der Donau und ihren Nebenflüssen befördert. Von etwa 1460 bis 1510 waren die schweren, massiven, vieleckigen spätgotischen Taufsteine große Mode. Sie wurden zu hunderten erzeugt und weithin verfrachtet. Noch weiter waren schon in früheren Jahrhunderten die Wege der einzelnen großen Grabplatten, Wege und Umwege, die uns heute höchst wunderlich anmuten.

Nur ein Beispiel: 1552 bestellte der König Sigmund Augustus von Polen für das Grabdenkmal seiner beiden Frauen in Wilna durch einen Salzburger Steinmetzen Marmorblöcke. Sie gingen zunächst den üblichen Weg über Salzach, Inn, Donau bis Hainburg, dann marchaufwärts bis Kremsier, von dort auf fünf Wagen mit 35 vorgespannten Pferden nach Krakau, sodann wieder zu Schiff auf der Weichsel bis Danzig, dann wieder auf Wagen nach Königsberg und an den Njemen und von dort flußaufwärts nach Wilna (ausführlich bei KIESLINGER 1963).

Sind nun in der Zeit vor dem Eisenbahnverkehr Steine von Steiermark nach Wien gekommen? Die eingangs erwähnten Voraussetzungen scheinen ja zunächst nicht zuzutreffen. Steiermark ist nicht so reich an besonderen Dekorationsgesteinen, die man nicht in Wien leichter auf dem Donauwege aus Salzburg oder Oberösterreich hätte beziehen können. Es hatte ja nicht einmal genug Steine für seinen eigenen Bedarf. Graz z. B. hat einen Großteil seiner barocken Dekorationsmarmore aus Italien bezogen, wie durch die ausführlichen Bücher von Rochus KOHLBACH dokumentarisch belegt worden ist. Auch die zweite Voraussetzung, der Verkehrsweg, war vor der Eisenbahnzeit so ungünstig als nur denkbar. Zwischen Steiermark und Niederösterreich bzw. Wien bestanden verschiedene Verbindungswege. Einer von ihnen, vielleicht schon eine Römerstraße, ging von Gundrams nach Aspang und über den Hartberg nach Friedberg. Eine andere Straße, hauptsächlich dem Eisen- und Salzhandel dienend, führte von Fischau über Brunn a. Stfd., St. Ägyden, Grünbach, über die Klause nach Sirning, Mittring und Hinterberg zur Marnauwiese hinauf, dann über Schwarza nach St. Ägyd am Neuwalde und ins Halltal. Ferner gab es noch den uralten Weinweg von Neunkirchen durch das Ottertal, zum Großen Pfaff und nach Rettenegg (BECKER S. 91, nach älteren Autoren).

Der wichtigste Weg war aber doch zweifellos die Semmeringstraße.

Daß der Paßweg über den Semmering nur ein schmaler Saumweg gewesen sei, womöglich bis zur Erbauung der neuen Straße unter Karl VI., wird mehrfach angenommen, z. B. BECKER 1879 und noch REUTTER 1909. Es kann dies aber doch nur für eine sehr frühe Zeit gelten. Schon die Tatsache der Errichtung eines Hospizes auf der Südseite des PASSES (Spital am Semmering), 1160 durch den Traungauer Grafen Ottokar III., die Erwähnung 1194, daß diese Straße durch Wiener Neustadt führt; die Sperre der Straße bei Schottwien durch Tore und Befestigungen, ja die Errichtung der Burg Klammbaum zum Schutze der Straße und viele andere Belege sprechen für das Bestehen einer durchaus leistungsfähigen Straße, die zu Beginn des 13. Jahrhunderts zu einer „Blütezeit des Semmerings“ führte (SCHLESINGER 1916).

Besonders ist der uralte Eisenhandel zu nennen (FORCHER 1907). Aber auch bezüglich anderer Waren haben wir von der Mitte des 13. Jahrhunderts an recht ausführliche Belege über einen Handelsverkehr zwischen Steiermark und Wien (KENDE 1907). Wir wissen, daß Judenburger Kaufleute schon 1244 einen solchen Handel betrieben haben. Ein Weistum von Wiener Neustadt aus dem Jahre 1270 befaßt sich mit den Mautgebühren dieser Straßen, ähnlich spätere Urkunden von 1273 und 1280. Ein Privilegium König Rudolfs I. aus dem Jahre 1277 regelt die Mautabgaben im Verkehr zwischen Judenburg und Wien. Ein ähnliches hat im Jahre 1373 Albrecht III. über solche Mautgebühren erlassen. Ähnliche Privilegien bestanden für den Handelsverkehr der Stadt Leoben, aus den Jahren 1244, 1310, 1314. Eine Verordnung aus dem Jahre 1368 gibt den Städten in Steier, Kärnten und Krain bekannt, daß sie „schwere Hab, die heraus von Venedig und die von Ungarn kumbt, sollen ober den Semring führen vnd verkoufen“ (STRACH 1, S. 258). Abgesehen von dem Handelsverkehr

erfolgten auch Fuhren ohne Handelszweck, z. B. die Fuhren der Klöster mit Erzeugnissen aus ihren eigenen Besitzungen.

Die Semmeringstraße als Teil der „Venediger Straße“ bzw. „Kärntner Straße“ war also seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert eine immer wichtiger werdende Handelsstraße; freilich wurden auch noch einige der alten östlichen Wege über den Wechsel weiter benützt; so berichtet REUTTER (S. 224) von einer Privilegierung der Wechselstraße für die Städte Wiener Neustadt, Friedberg, Fürstenfeld, Hartberg, Feistritz und Radkersburg.

Wichtiger als die archivalischen Quellen ist der Nachweis so vieler im 15. und 16. Jahrhundert nach Graz, Straßgahg, Groß-Florian usw. bis tief in die Weststeiermark (Altenmarkt bei Wies, Schwanberg usw.) gebrachter großer Grabsteine und Bausteine aus rotem Adneter Marmor und schließlich die Bringung steirischer Steine nach Wien, die ja den Hauptinhalt dieser Darstellung ausmacht.

Unter Kaiser Karl VI. wurde die Semmeringstraße ausgebaut und diese 1728 vollendete Straße wurde schon seinerzeit bewundert, mit Recht, wenn man bedenkt, daß sie bis zur letzten Modernisierung nach dem zweiten Weltkrieg ihren Dienst geleistet hat.

Entscheidende Änderungen brachte der Bau der Südbahn (Wien—Graz 1854, Wien—Triest 1857). Die Verbindung mit dem adriatischen Raum und Norditalien ermöglichte nunmehr leicht die Einfuhr von schönen wichtigen Bau- und Dekorationsgesteinen, vor allem der Karstkalke, aber auch des Granites von Baveno und anderer; sie wurden für das Baugesteinsbild von Graz und Wien in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr wichtig.

Natürlich war jetzt auch eine unbegrenzte Möglichkeit, steirische Steine nach Wien zu bringen. Dabei hat — wie wir sehen werden — der Aflenzer Kalksandstein alle anderen Gesteinsarten mengenmäßig weit übertroffen. Übrigens hat die Versendung steirischer Steine nach Wien und Niederösterreich keinen sehr großen Umfang angenommen. Entsprechend der nach Süden und Südosten offenen Lage des Landes wurden Steine hauptsächlich nach Ungarn, Slowenien und Kroatien ausgeführt.

Es soll der Versuch gemacht werden, durch bezeichnende Beispiele diesen Beitrag der steirischen Steine zu den Wiener Bauten und Denkmälern aufzuzeigen, und zwar nicht nur von solchen Arbeiten, die erst in Wien oder wenigstens für Wien ausgeführt wurden, sondern auch von einigen steirischen Kunstwerken, die später nach Wien gekommen sind. Dagegen sollen jene Steinarbeiten, die zwar in Steiermark entstanden und von dort später nach Wien gekommen sind, die aber nicht aus steirischem Stein gearbeitet sind, hier nicht besprochen werden, so z. B. zwei schöne Grazer Steinätzungen auf Solnhofener Stein (KIESLINGER 1958).

Selbstverständlich können auch die aus Steiermark kommenden Zemente, Ziegelwaren, Baukalke, der Traß („Gossendorf“) und ähnliche Baumaterialien und Bauhilfsstoffe hier nicht behandelt werden.

Steirische Granite

Die steirischen Vorkommen (Granit von Übelbach und Bacherntonalit) konnten in Wien gegen die billigeren Frachtsätze der Granite von Ober- und Niederösterreich nie aufkommen und waren mit ihren Lieferungen (z. B. gespitzte Leistensteine 18/24 cm, gestockte Randsteine 18/24, 20/24, 20/20 cm in Längen von 1 m aufwärts, und Würfeln verschiedener Größen) gegen Norden nur bis Müzzuschlag konkurrenzfähig.

Basalte

Die vielen steirischen Basalte wurden von altersher vorwiegend für Straßenbaukörnungen abgebaut, und es ist außer Zweifel, aber heute kaum mehr feststellbar, daß davon auch etliches nach Wien gekommen ist. Im Schrifttum fand ich eine einzige Erwähnung, nämlich bei UNTCHJ 1872, wonach Schotter aus dem Basalt von Weitendorf bis in die Umgebung des Wiener Südbahnhofes gebracht worden sei.

In neuerer Zeit wurde durch die Steirischen Basalt- und Hartgesteinwerke Gebrüder Schlarbaum aus ihren Basaltsteinbrüchen am Steinberg bei Mühldorf und am Hochstraden bei Gleichenberg verschiedene Basalkörnungen, vorwiegend Splitte 0—12 mm nach Wien geliefert. Das Material dient in erster Linie zur Herstellung von Verschleißdecken im Straßenbau, in Fabrikshallen usw.

Serpentin

Die vielen steirischen Serpentine sind mit verschwindenden Ausnahmen nur für Straßen- und Bahnschotter verwendet worden und daher kaum je nach Wien gekommen. Eine der Ausnahmen ist das oststeirische Vorkommen von Elsenau bei Friedberg, schon bei HATLE 1885 und HANISCH-SCHMID 1901 wegen seiner Schönheit und guten Polierbarkeit hervorgehoben. Die Fa. Grein in Graz hat hier lange Zeit Blöcke (bis 0,5 m³) gewonnen, z. T. auf Platten gesägt (bis 1,5 m²). Viel davon ist an eine Wiener Steinmetzfirma, Schuhmacher und Becher (später durch die noch bestehende Firma Kilian & Straßer abgelöst), geliefert worden; doch konnte ich nicht mehr verlässlich in Erfahrung bringen, wo in Wien diese Steine verwendet wurden. Ein Gutteil dürfte wohl für Grabsteine gedient haben. Wie unzureichend die bisherigen steirischen Serpentinabbau für Bau- und Dekorationsgesteine sind, geht am besten daraus hervor, daß die oben genannte Fa. Grein hauptsächlich Kärntner Serpentine verarbeitet hat.

Talkschiefer

Der Talkschiefer vom Rabenwald wird, zu ziegelförmigen Körpern geschnitten, neuerdings sehr viel für Elektrospeicheröfen in Wien verwendet.

Stainzer Plattengneis

Die Plattengneise am Ostabhang der Koralpe, vorzugsweise bei Stainz und Gams, habe ich in meiner „Koralpe VIII“ (1928, 461 ff.) ausführlich behandelt. Es sind kristalline Schiefer, die schätzungsweise je zur Hälfte aus dem Altbestand (Paläosom) eines Paragesteins (etwa eines Glimmerschiefers) und aus aplitischem-pegmatitischem Injektionslagen bestehen. Bezeichnend für sie ist die Teilung bzw. Teilbarkeit in Platten von 3 bis 10 cm Dicke, mit einer erheblichen Streckung, die besonders auf den einzelnen Schieferungsflächen in den langen weißen Streifen der ausgewalzten ehemaligen aplitischen Injektionslinsen zum Ausdruck kommt. Die Platten lassen sich sehr gut spalten und ermöglichten bei dem früher üblichen schonenden Abbau ohne Sprengen die Gewinnung von Platten fast beliebiger Größe. Von der Bedeutung dieser Platten für alle steirischen Orte und für den anschließenden Süden und Südosten bis tief nach Kroatien hinunter, ist hier nicht zu berichten.

Stainzer Platten sind jedenfalls schon ziemlich früh nach Wien gekommen und mehrfach in älteren Landhäusern bzw. Gärten zu finden. Ein Beispiel der guten alten Riesenplatten findet sich im Hause XIX., Döblinger Hauptstraße Nr. 20, die um 1880 von dem damaligen Hausbesitzer Otto Falke beschafft

wurden. Die schönen winkelrechten Platten haben Größen bis zu 310 mal 100 cm (!) bei einer Dicke von 6,5 cm.

Etwa zur Zeit des ersten Weltkrieges hatte der Abbau von Gneisplatten praktisch fast vollkommen aufgehört, anscheinend besonders auch unter zunehmender Konkurrenz des Betonpflasters. Im Jahre 1938 bemühte ich mich als Leiter der Steinbrückkartei um eine Wiederaufnahme des Bruchbetriebes, doch fanden sich keine einheimischen Steinfirmen dazu bereit. Die Münchener Steinmetzen Gebrüder Schifferl begannen bei Gams einen neuen Abbau, der jedoch infolge der Kriegsverhältnisse nicht lange anhielt.

Erst nach dem zweiten Weltkrieg wurden die Steinplatten rasch wieder große Mode und allenthalben für Landhaussockel, für Pflasterungen von Höfen, Gartenwegen, für Gartenmauern, Treppen usw. verwendet, ja gelegentlich sogar geschliffen. Leider werden die Steine durchwegs durch Sprengen abgebaut, daher werden keine so großen Platten mehr wie früher erzielt. Solche Stainzer Platten sind in den letzten 15 Jahren in sehr großen Mengen nach Wien gekommen und — neben dem niederösterreichischen „Bittescher Gneis“ aus der Gegend von Horn — allenthalben in den Landhäusern und Gärten der Außenbezirke und in den Städtischen Parkanlagen verwendet worden. Von innerstädtischen Beispielen sei das neue Pflaster im Reitschulhof der Hofburg erwähnt.

Pinolit-Magnesit

Eines der schönsten steirischen Gesteine, der Pinolit-Magnesit, vorwiegend im Sunk bei Trieben abgebaut, dient seit langem nur mehr zur Erzeugung feuerfester Ofensteine u. dgl. Das Gestein hat eine überaus lebhaftige Zeichnung, die im wesentlichen dadurch zustande kommt, daß meistens längliche (an „Pignoli“ erinnernde, daher der Name) weiße Magnesitkristalle in einem graphitisch gefärbten Grundgewebe schwimmen. Im geschliffenen Zustand entsteht dadurch eine schöne Musterung, die zur Verwendung als Dekorationsstein reizte. Unter anderem bestanden daraus die Tür- und Fensterstöcke usw. des Barockbaues des Stiftes Admont (beim Brande von 1865 weitgehend zerstört), die z. B. SCHULTES 1804 (1, 28 ff) wegen ihrer Schönheit besonders hervorhebt. Im 17. und 18. Jahrhundert scheint dieser Magnesit wegen seiner schönen Musterung ziemlich bekannt und beliebt gewesen zu sein. Ich bringe zwei bedeutende Wiener Verwendungsbeispiele aus dem 17. Jahrhundert:

In den Jahren 1627/29 ließ Graf Johann P. Werdenberg (vielfach auch Verdenberg geschrieben) die Apsiskapelle des nördlichen Seitenschiffes der Wiener Michaeler-Kirche (die Krippen-, später Erasmus-Kapelle) zu einer Gruftkapelle für sein Geschlecht umbauen. Die Kapelle selbst stammt aus dem Jahre 1476, ist noch gotisch. Ihre Einzeichnung auf dem Plane von LIND 1859 als barock, die von allen späteren Autoren übernommen wurde, ist also unzutreffend. Es ist damals lediglich das gotische Gewölbe durch ein tieferes barockes Kuppelgewölbe ersetzt worden, über dem die gotischen Spitzbogenfenster noch vollkommen erhalten sind (Abbildung bei KIESLINGER 1953 a, Bild 24). Die unter der Kapelle ausgebaute Gruft enthält mehrere prunkvolle Metallsarkophage. An der nördlichen Innenwand der Kapelle wurde 1643 ein sehr prunkvolles Grabdenkmal für diesen Grafen J. P. Werdenberg errichtet; es ist eine Wandarchitektur aus Adneter und Untersberger Marmor, die das Bronzerelief und die ebenfalls bronzene Schrifttafel umrahmt. In der Mitte des Denkmals ist ein großer Sarkophag aus dem Pinolitmagnesit von Sunk bei Trieben angebracht, zu beiden Seiten stehen zwei Säulen, Höhe 230, Durchmesser 25 cm,

an den Sockeln waren auch ovale Füllungen aus dem gleichen Stein; diese sind offenbar später beschädigt worden und wurden in Kunstmarmor ersetzt.

Ein anderes gleichzeitiges Verwendungsbeispiel dieses steirischen Magnesits stellt der Hochaltar des Wiener Stephansdomes dar, in den Jahren 1640—48 errichtet. In dem Vertrag mit dem Bildhauer M. J. Pock von 1641 wird für die Dekoration des Marmors ein „schwartz und weiß gesprängter steirisch- oder klagenfurthischer Märbelstein“ ausbedungen. Tatsächlich hat Pock dann den Sunker Magnesit gewählt, und zwar in ziemlich großen Werkstücken. Zwei Hauptpfeiler messen $174,5 \times 48 \times 18$ cm (KIESLINGER 1949 S. 90). Durch die Anbringung dieser lichten Magnesitpfeiler wurde eine gewisse Belebung des düsteren Hochaltars erzielt, der ja im übrigen aus einem schwarzen polnischen Marmor (einem Devonkalk der Umgebung von Krakau) besteht.

Dieser Pinolit-Magnesit muß sich übrigens wegen seiner lebhaften Zeichnung auch in der Folgezeit einer gewissen Beliebtheit erfreut haben. Ich sah vor Jahren in den Beständen des Hofmobiliendepots in Wien einen Barocktisch mit einer Platte aus Magnesit; wo sie sich derzeit befindet, konnte leider nicht mehr festgestellt werden.

Bachern-Marmor

Aus der Südsteiermark, nämlich aus Cilli, stammt ein Teil jener römischen Inschriftsteine, die im Stiegenhaus der Hofbibliothek untergebracht wurden. Kaiser Karl VI. hatte die in den Mauern der Stadt und der Burg Cilli eingemauerten Inschriftsteine anlässlich einer Reise im November 1728 gesehen und „über selbe ein Allergnädigstes Belieben erzeuge“. Er ließ die Inschriften nach Wien bringen, wo sie zusammen mit anderen Römersteinen, einem schon von Kaiser Maximilian I. von Cilli nach Graz gebrachten, ferner andere aus dem antiken „Apilum“ (in Siebenbürgen) usw. zum Schmuck der in Bau befindlichen Hofbibliothek dienen sollten. Diese Inschriften sind ungewöhnlich oft beschrieben und veröffentlicht worden, u. a. auch in den *Corpus Inscriptionum Latinarum* von Theodor MOMMSEN aufgenommen worden. Die letzte Beschreibung stammt von GROAG 1913, die mir auch als Unterlage für meine Untersuchung gedient hat.

Es handelt sich um die folgenden acht Steine:

Nr.	Nr. bei GROAG	C I L	Name	Fundort
1	I	III 5215	Titus Varius Clemens	Cilli, später Graz
2	II	III 5262	Pompejus Agilis	Cilli, über dem Tor des Coemeteriums der Stadtpfarrkirche St. Daniel
3	X	III 5212	Titus Varius Clemens	Cilli, neben dem Rathaus-tor eingemauert
4	XII	III 993	Neptun	Cilli, von einer Sannbrücke
5	XXXIV	III 5225	Gaius Attilius Secundianus	Cilli, oberhalb eines Stadtores eingemauert
6	XL	III 5201	Kaiser Vespasian	Cilli, im Flußbett der Sann
7	XLII	III 5211	Titus Varius Clemens	Cilli
8	XLIX	III 5202	Kaiser Trajan	Cilli

Unter Karl VI. kamen auch fünf Meilensteine aus Ivenca (Neunitz) bei Cilli nach Wien, die jetzt im Lapidarium des Kunsthistorischen Museums verwahrt werden. Es sind dies die Nummern 293—297 bei NOLL bzw. Inv.Nummern III 110—112, 117, 120 bzw. die CJL-Nummern III 5732—5736. Im gleichen Lapidarium der Grabstein des Aurelius Saturio, der aus Knittelfeld in die Sammlung Widter und 1906 an das Museum kam. Alle diese Steine bestehen aus einem vollkristallinen, grobkörnigen weißen Marmor, dessen Farbe allerdings infolge limonitischer Verwitterung und von Verschmutzung nur mehr an wenigen Stellen zu erkennen ist. Derartige weiße Marmore lassen sich aus der Korngröße des Kalkspats allein überhaupt nicht der Herkunft nach bestimmen. Bei näherer Untersuchung zeigt sich nämlich, daß auch im gleichen Vorkommen einzelne Bänke eine verschiedene Korngröße aufweisen. Eine Lokalisierung auf ein bestimmtes Vorkommen ist manchmal möglich, wenn solche Marmorarbeiten Einschlüsse von bestimmten Silikatmineralen u. dgl. aufweisen, wie z. B. die barocken Marmorstatuen von Peter Strudel im Festsaal der Wiener Hofbibliothek. Gerade bei den Römersteinen versagt aber diese Kennzeichnung, weil die römischen Steinmetze, auch jene Vertreter einer bescheidenen Provinzialkunst, solche andersfarbige „verunreinigte“ Lagen nicht verwendet haben.

Unter allen diesen Vorbehalten kann aber aus der ganzen Situation heraus, daß nämlich die bewußten Inschriftsteine von verschiedenen Personen in Cilli bestellt und dann auch in Cilli aufgestellt wurden, kein Zweifel daran sein, daß es sich hier um den einzigen in Südsteiermark greifbaren grobkristallinen Marmor handelt, nämlich um den von St. Martin am Bachern.

Nach meinen Aufnahmen 1935 sind im südöstlichen Bachern auf dem Höhenrücken NE von St. Martin (6,5 km NNW von Windischfeistritz), an dessen östlichen Abhängen gegen den Gr. Pulsgaubach hinunter und auch im nordöstlich gegenüberliegenden Rücken zwischen Gr. und Kl. Pulsgaubach mehrere Bänder des kristallinen Marmors zu verfolgen und in einer ganzen Anzahl von kleineren Steinbrüchen aufgeschlossen. Große Halden von Marmorblöcken zeigen alte Abbaue an, so z. B. im Graben des Gr. Pulsgaubaches bei der Poderschnigsäge. Diese Marmorvorkommen sind übrigens auf der geologischen Karte Bl. Pragerhof—Windischfeistritz nicht eingezeichnet. Die Marmore werden in neuerer Zeit nur mehr für Straßenschotter, für Bruchsteine und zum Kalkbrennen gewonnen, und durch diese neueren Abbaue sind offenkundig Schramwände oder sonstige bezeichnende Reste eines römischen Abbaues zerstört worden. Nach einer örtlichen Überlieferung (für die mir allerdings keine nähere Begründung gegeben werden konnte) soll der Motalnbruch römisch gewesen sein (Motaln ist ein Bauer SE von Poderschnig der Karte 1 : 25.000).

Wie die vielen Funde beweisen, war St. Martin der Mittelpunkt eines ausgedehnten römischen Steinmetzbetriebes. Der Stein mit dem Reliefbild eines Steinmetzen (Darstellung des Saxanus?) wurde bei der Schmiede des Bauern vulgo Poderschnig (ca. 7 km NE des Mithräums von Modric) gefunden (jetzt im Museum von Pettau). Viele Römersteine finden sich heute noch in Kirchen und in Bauernhäusern der Umgebung eingemauert (z. B. in St. Martin der Stein AURELIO CLANDINIO mit der Orpheusdarstellung, mehrere in Tainach-Tinje, in Windischfeistritz usw.). Zahlreiche Steine sind in die Museen von Marburg, Pettau und Cilli gekommen. Ein besonders intensiver Marmorabbau hat übrigens im 15. Jahrhundert stattgefunden, der so ziemlich alle Taufsteine,

viele große Gruftplatten und Grabsteine, Türgewände usw. der ganzen Gegend geliefert hat.

Seit langem bekannt und einige Male beschrieben sind die Marmorvorkommen bzw. -brüche im Feistritzgraben unter Oberneudorf, 4,5 km NW von Windischfeistritz. Wenn TELLER (Verhandl. Geol. Reichsanst. 1894, 244) von diesen „bekanntlich schon von den Römern ausgebeuteten Marmorbrüchen“ spricht, so hat er keinen Beleg dafür gebracht, daß die Römer auch dieses Vorkommen abgebaut hätten. Es spricht manches dagegen. Gerade diese Bachernmarmore sind besonders reich an aplitischen und sonstigen silikatischen Einschlüssen (Amphibolitbändern u. dgl.). Diese besonders starke Durchtränkung mit Apliten und Pegmatiten war auch die Ursache für den Mißerfolg eines Marmorwerkes, das der Windischfeistritzer Bürger Neuhold in den Jahren 1886—92 im Feistritzgraben betrieben hat. TELLER hat (1894) von dort mehrere aus dem Marmor mauerartig aufragende Gangfüllungen von Pegmatit und Granit beschrieben. Diese Mauern sind übrigens nicht oder nur zum kleineren Teil durch selektive Auswitterung entstanden, sondern z. T. einfach stark pegmatitisch durchtränkte, daher für Verwendung unbrauchbare Bereiche des Marmors, die man beim Abbau stehen gelassen hat. Die römischen Steinmetzen haben die Blöcke für ihre Arbeiten immer sehr sorgfältig aus reinen, silikatfreien Lagen genommen (was eben die Ursache für die Schwierigkeit einer Herkunftsbestimmung ist).

Strechauer Marmor

Ein interessanter Fall betrifft steirische Marmore, die für Wien bestellt und vorbereitet wurden, im letzten Augenblick allerdings nicht geliefert werden konnten. Die niederösterreichischen Landstände hatten 1513 ein Lichtensteinsches Haus in der Hochstraße (der späteren Herrengasse) in Wien erworben und es in der Folgezeit in mehreren Bauabschnitten umgestaltet und durch Zubauten und Aufstockungen erweitert. Die für den Bau erforderlichen Steine kauften die Stände als Bauherr selbst ein. Für die innere und äußere Verkleidung von Türen und Fenstern war der weiße Marmor von Strechau in Steiermark vorgesehen, der zum Besitztum des Hans Friedrich Freiherrn zu Strechau gehörte. Es sind uns Briefe erhalten, wonach die Stände ihren Baumeister Hans Saphoy zunächst nach Strechau sandten, um den Marmor zu besichtigen und das Brechen der Steine zu veranlassen (Schreiben an den Freiherrn von Strechau vom 14. April 1569). Einige Monate darauf wurde Hans Saphoy ein zweites Mal nach Strechau geschickt, um die Verladung der gebrochenen Steine zu überwachen. Gleichzeitig hatten sich die Stände in mehreren Schreiben an den Abt Lorenz von Admont gewandt., mit der Bitte, die Durchführung der Fuhren durch seine Untertanen gegen entsprechende Bezahlung zu ermöglichen. Gerade daran aber scheiterte die Bringung der Steine, da der Abt die Bewilligung verweigerte. MAYER (1904 S. 19, Anmerkungen 5) vermutet wohl mit Recht, daß der Widerstand des Abtes darauf zurückging, daß die weltlichen Glieder der niederösterreichischen Stände Protestanten waren und daß auch der Freiherr von Hofmann zu den eifrigsten Protestanten in der Steiermark zählte. Tatsächlich also ist die Lieferung dieser Steine nicht zustande gekommen, denn der dortige weiße Marmor ist unter den verschiedenen Arbeiten im Landhaus nirgends nachweisbar.

Kainachtaler Marmor

Der mittelkörnige, vorwiegend weiße Marmor, manchmal leicht bläulich, seltener blaugrau oder zart gebändert, wird in der Kainach in mehreren Brüchen im Gebiet Gallmannsegg—Oswaldgraben abgebaut (Einzelbeschreibung der Steinbrüche bei HAUSER Heft 4, S. 16 ff.). Er wurde u. a. schon um 1875 beim Bau des Kunsthistorischen Museums verwendet, nämlich für die Stiege zur Münzensammlung im 3. Stock mit Stufen bis zu 6 m Länge, diese aus dem Feiglbruch. Angeblich auch noch in anderen Stiegen, z. B. im Naturhistorischen Museum. Ebenso wurde er auch für andere Architekturen und für Grabsteine verarbeitet, was sich im einzelnen heute nicht mehr nachweisen läßt. Aus dem Jahre 1923 stammen die Stufen der Wiener Arbeiterbank (I., Seitzergasse 2—4).

Salla-Marmor

Im Sallagraben, 10—12 km NW von Köflach, werden in einem halben Dutzend von Brüchen die Salla-Marmore gewonnen. Sie unterscheiden sich von dem Kainach-Marmor durch eine gröbere Körnung, vor allem aber dunklere Farbe, vielfach in Bänderungen von licht- und dunkelgrauen, manchmal fast schwarzen Lagen; diese können sehr stark verfaltet sein, was bei geeigneter Schnittlage an Marmorplatten eine sehr lebhaft, gerade in der neuesten Architektur beliebte Musterung erzeugt.

Vor 30 bis 40 Jahren überwog die Verwendung zu Grabsteinen. So z. B. lieferte 1926—1936 die Grazer Firma Grein besonders viele Grabsteine nach Wien. Seit dem zweiten Weltkrieg scheint die Verwendung für Verkleidungsplatten für Fassaden und Geschäftseinfassungen zu überwiegen. Das weitaus größte Beispiel ist das Gebäude der Verbundgesellschaft in Wien, I. (1954), an dem einige Bauteile, zusammen 2000 m², teils mit poliertem, teils mit mattgeschliffenem Salla-Marmor bekleidet sind. Sehr bezeichnend ist die Art der Versetzungen, besonders in den Fensterparapetten, nämlich derart, daß die Musterung in den einzelnen Platten möglichst quer aneinander stößt. Es gibt aber auch ältere Arbeiten, bei denen man sich bemüht hat, die Platten nach ihrem Muster zu symmetrischen Zeichnungen wie bei einem Möbelfurnier zusammenzustellen. In Wien sind noch einige Geschäftsverkleidungen zu nennen, z. B. ein Schuhgeschäft in Wien, XVI., Thaliastraße 37.

Paläozoische Kalksteine von Bruck a. d. M.

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen hat vorübergehend ein Steinbruchunternehmer, Ernst Kolitsch aus Bruck a. d. Mur, einige Waggon eines graublauen paläozoischen Kalksteines aus der Gegend von Bruck a. d. Mur an eine Wiener Steinfirma geliefert. Es wurden daraus Bruchsteinmauern für Villen und Gärten gemacht, z. B. für ein Landhaus in Wien, XIX., Kahlenbergerstraße, und für Gartenmauern des Schönbornparks in Wien, VIII., Laudongasse.

Kalksinter von Maria Buch

Eines der schönsten steirischen Gesteine, der Kalksinter von Maria Buch bei Judenburg, ist in Steiermark selbst so wenig bekannt, daß er z. B. in der Schriftenreihe über die bautechnisch nutzbaren Gesteine Steiermarks von A. HAUSER überhaupt nicht erwähnt wird. In meiner „Gesteinskunde für Hochbau und Plastik (1951, 109 ff.) habe ich ihn wenigstens kurz behandelt. In Wien ist der Stein wenig verwendet worden. Um die Jahrhundertwende

haben die Judenburger Steinmetzmeister Funk und Cruciatt etliche Blöcke an die Wiener Marmorfirmen Wasserburger und Francini geliefert. Wie mir Herr Dipl.-Ing. K. Francini aus seinen Jugenderinnerungen mitteilte, wurden u. a. kreisrunde Kaffeehaus-Tischplatten und Möbelplatten für einige große Wiener Möbelfirmen hergestellt. Von neueren Arbeiten (nach 1945) wüßte ich augenblicklich als einziges Beispiel den Fußbodenbelag („Palladiano“) in einer Auto-Niederlage (I., Opernring 4) zu nennen.

Miozäne Kalksandsteine (Aflenz usw.)

Die steirischen miozänen Kalkgesteine sind ebenso wie jene von Niederösterreich und Burgenland teils ziemlich dichte („gewachsene“) Algenkalke, teils aus Fossilzerreißel zu Kalksandstein verkittet, mit vorwiegend Kalkalgen, daneben aber doch in wechselnder Menge Foraminiferen und Bryozoen, ja auch — zum Unterschied von den niederösterreichischen Vorkommen — Korallen. Nach Wien sind fast nur die Kalksandsteine von Aflenz bei Leibnitz gekommen. Sie wurden vorwiegend in einigen unterirdischen Brüchen gewonnen (ausführlich bei HAUSER Heft 4).

Vor der Erbauung der Südbahn ist meines Wissens kein solcher Stein nach Wien gekommen; es bestand dazu kein Anlaß, weil ja Leithakalke aller erdenklichen Ausbildungen im Wiener Becken zur Verfügung standen. Wohl aber ist ein hervorragendes altes Kunstwerk 1927 anlässlich der Errichtung des Barockmuseums für die „Österreichische Galerie“ erworben worden, die große Gruppe des hl. Johannes Nepomuk, ein Hauptwerk des steirischen Bildhauers Johann Jakob Schoy (1686—1733, Näheres bei KOHLBACH 1956). Die Gruppe wurde 1724 von den steirischen Ständen für eine Kapelle in Tobelbad gewidmet, kam dann nach Seiersberg (1,5 km südlich von Straßgang), dann in Privatbesitz und schließlich durch den Kunsthandel nach Wien.

Eine reiche Verwendung des Aflenzer Steins in Wien erfolgte während der Ringstraßenzeit. An den beiden großen Hofmuseen wurde das Hauptgesims und die obersten drei Quaderschichten der Fassade daraus (und aus anderen ähnlichen steirischen Leithakalksandsteinen) gearbeitet, ebenso andere Bauteile. Auch beim Bau des Festsaaltraktes der Hofburg am Heldenplatz (1898) wurde für alle Verblendquader und das Hauptgesims Aflenzer Stein verwendet.

Ein großes Bauvorhaben waren die Anlagen beim Zentralfriedhof, nämlich das monumentale Eingangstor mit seinen Pylonen und die Steinteile an der großen sogenannten Lueger-Kirche (beide nach den Plänen des Architekten Max Hegele) in den Jahren 1903—1910. Auch beim Bau des Kriegsministeriums am Stubenring (1909—1913) wurde der Stein für das Hauptgesims und einen Teil der Figuren verwendet.

Die denkbar größte Rolle spielte der Aflenzer Stein nach 1945 beim Wiederaufbau, da ja die näher gelegenen niederösterreichischen und burgenländischen Leithakalksteinbrüche nicht so bald wieder in Abbau genommen werden konnten. Entscheidend war auch die leichte, rasche und verhältnismäßig billige Gewinnung bzw. Bearbeitung, die Möglichkeit, große Blöcke zu gewinnen und besonders auch der Umstand, daß der Stein im bruchfeuchten Zustand sehr weich ist, später aber erheblich nachhärtet.

So spielt er eine besonders große Rolle bei den Wiederherstellungsarbeiten im Stephansdom (vgl. KIESLINGER 1949 a). Ein Teil der zerstörten Gewölberippen wurde in Aflenzer Stein gearbeitet (diejenigen über der Orgel und im ersten anschließenden Joch des Mittelschiffes, ferner diejenigen der einge-

stürzten Gewölbe im Albertinischen Chor); für die Bündelpfeiler im Albertinischen Chor war aber die Druckfestigkeit (60 kg/cm^2) doch zu gering. Sehr viele der zerstörten Kapitelle im Dom wurden in Aflenzer Stein gearbeitet, so z. B. die romanischen auf der Orgelempore (Bildhauer Barwig), die gotischen der Mittelschiffspfeiler und auch die ganz modern gestalteten Figurenkonsolen an den Pfeilern des Albertinischen Chors, von verschiedenen Bildhauern.

An so ziemlich allen Bundesgebäuden wurde neben anderen Steinen besonders der Aflenzer verwendet, so z. B. am Oberen Belvedere nach dem Brand des Goldkabinetts zwei neue Fensterverdachungen (Bildhauerin Christa Vogelmayr 1950), auch einige Dachbalustraden, in Schönbrunn eine neue Balustrade im Kammergarten (1953) und Ausbesserungen an der Gloriette. Von weiteren Staatsbauten, die mit Aflenzer Stein restauriert wurden (besonders Tür- und Fensterumrahmungen und Verdachungen), seien Albertina, Bundeskanzleramt, Verwaltungsgerichtshof genannt.

An der Staatsoper wurde bei der Restaurierung des schwer beschädigten „Kaisersaales“ viel Aflenzer Stein verwendet. So besonders für die Neuherstellung der großen (Durchmesser 1.20 m) Rundmedaillons in der Front Operngasse.

An der Neuen Hofburg erfolgten Ausbesserungen von Bombenschäden am Festsaaltrakt (der ja schon im Altbestand von 1898 aus Aflenzer Stein war) und auch am Segmentbau über dem großen Balkon, wo zerstörte Platten aus Kalkstein von Marzana durch solche aus Aflenzer ersetzt wurden.

In neuerer Zeit wurde der Stein auch gerne für Bauplastiken gewonnen. Ich erwähne das 4 m hohe Relief (in 6 Platten) einer Mutter mit spielenden Kindern von Bildhauer Robert Ullmann am Hause des Wiener Domverlages (I., Seilerstätte 12).

Beim Bau der beiden Hofmuseen wurden seinerzeit neben dem Aflenzer Stein auch noch einige andere tortone südsteirische Leithakalksandsteine verwendet, so z. B. nach Angaben bei KARRER 1892 solche von Schüttnar, von Friedau (Architrave, Hauptgesimse, Fensterumrahmungen im 2. Stock) und von Puschendorf (Fensterstürze im 2. Stock, Fries im Hauptgesims).

Nur am Rande sei erwähnt, daß der Aflenzer Stein auch außerhalb von Wien viel für Wiederherstellungsarbeiten verwendet wurde, z. B. für die Maßwerke der Georgskirche in der Burg zu Wiener Neustadt.

Fohnsdorfer Muschelkalk

Vor zehn Jahren konnte ich ein als Baustein bis dahin vollkommen unbekanntes bzw. vergessenes Gestein, den Fohnsdorfer Muschelkalk, beschreiben (KIESLINGER 1953) und seine Verwendung mit vielen alten Beispielen belegen, zu denen seither noch weitere gekommen sind. Es handelt sich um einen Muschelschill im unmittelbaren Hangend des Kohlenflözes von Fohnsdorf (demnach nach den derzeit gültigen Auffassungen der Helvetischen Stufe des Miozäns zuzuschreiben). Das Gestein besteht fast ausschließlich aus den mehr oder minder stark verquetschten Schalen einer *Congeria* aus der Artengruppe der *Triangulares*, ähnlich der *C. ornithopsis*. Der Abbau dürfte nach den Verwendungsbeispielen bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen, ist also offenkundig sehr viel älter als jener des in seinem Liegenden befindlichen Kohlenflözes; die älteste urkundliche Erwähnung ist um 1490 von der Kirche St. Oswald bei Möderbrugg „fansdorfer Stein“. Einer der alten Steinbrüche konnte urkundlich festgelegt werden, nämlich in Sillweg, 2 km östlich von Fohnsdorf. Er

wird in Rechnungen der Stadtpfarrkirche von Judenburg aus den Jahren 1512, 1514, 1515 und 1518 erwähnt (für diesen Hinweis bin ich Herrn Hofrat Univ.-Prof. Dr. Popelka zu großem Dank verpflichtet). Gerade in Sillweg hat der Abbau offensichtlich bis mindestens vor 100 Jahren angedauert (wir finden den Stein an der dortigen Filialkirche, von 1863—1865, in besonders großen Werkstücken). Es besteht aber nicht der geringste Zweifel daran, daß der Fohnsdorfer Muschelkalk an mehreren Orten am Nordrand des Knittelfeld-Judenburger Beckens gebrochen wurde. Die Beispiele, die ich in der Beschreibung von 1953 gebracht hatte, betrafen nur Orte der Obersteiermark. Kurz darauf konnte ich feststellen, daß wir in Wien eine nach Alter und historischem Rang gleich bemerkenswerte Arbeit aus Fohnsdorfer Muschelkalk besitzen, nämlich die Tumba vom Grabmal Rudolfs IV. des Stifters im Stephansdom, das vermutlich in seinem Todesjahr 1365 entstanden ist und später noch verändert wurde. Dieses Grabmal hatte ich 1949 in meinen „Steinen von St. Stephan“ beschrieben und abgebildet (S. 293 f., Bild 130). Es besteht aus drei Teilen: einem inneren massiven Block (300 cm lang, 85 cm breit, 107 cm hoch, somit bei dem Raumgewicht von 2.65 ein Gewicht von 7200 kg) eines grauen, durch rote Bemalung Porphyrt oder Marmor vortäuschenden Kalksteins. Auf diesem Block ruht eine Platte aus rotem Adneter Marmor, auf der dann die beiden Figuren Rudolfs und seiner Frau liegen (auch diese Figuren, in Wirklichkeit aus dem gelbbraunen Kalksandstein von St. Margarethen im Burgenland gearbeitet, täuschen durch einen gotischen, barock erneuerten Anstrich roten Marmor vor). Den Langseiten des Blockes wurden später, nach ZYKAN (1952) in der Mitte des 15. Jahrhunderts, zarte gotische Arkaden aus rotem Adneter Marmor vorgelagert, in denen kleine trauernde Figürchen, die „Pleureurs“ standen (sie sind noch in den Stichen bei M. HERGOTT 1772 abgebildet).

Zur Zeit der Abfassung meines Buches war das Denkmal von altem Baueisen überdeckt (!), ich konnte es nur an einer Ecke sehen. Erst zwei Jahre später war es freigelegt und ich konnte meine vorherigen Angaben ergänzen und teilweise berichtigen.

So z. B. hatte W. A. NEUMANN in seiner Arbeit die Deckplatte aus rotem Marmor ausdrücklich als zerbrochen beschrieben und im Vertrauen darauf mußte ich annehmen, daß die jetzt sichtbare Platte eine spätere Kopie sei. Nach Aufdeckung des Denkmals ergab sich, daß die Angabe bei NEUMANN nicht zutrifft und daß kein Grund besteht, an der Zugehörigkeit der Deckplatte zum Altbestand zu zweifeln.

Viel wichtiger aber ist der Tumbablock. Die verquetschten Muschelschalen wurden seinerzeit von Prof. Dr. O. KÜHN mit der *Gryphaea vesicularis*, einer Muschel des Gosaukalkes, verglichen. Nach der Entdeckung des Fohnsdorfer Muschelkalkes und nach Anfertigung einiger geschliffener Platten (aus Restbeständen der Fundamente der 1851 in Zeltweg erbauten Dampfhämmer, aus Fohnsdorfer Muschelkalk von Sachendorf, zwei Kilometer nordwestlich von Knittelfeld) konnte kein Zweifel mehr daran bestehen, daß die Rudolfs-Tumba tatsächlich aus Fohnsdorfer Muschelkalk gearbeitet ist.

Wieso ist nun um 1365 dieser schwere Block von Fohnsdorfer Muschelkalk trotz aller Transportschwierigkeiten nach Wien gekommen und trotz des Umstandes, daß ja für Wien sehr viele andere Steine aus der nächsten Nähe zur Verfügung standen? Meine Frage an alle zuständigen Historiker in Graz und Seckau konnte bis jetzt leider keine volle Klarheit schaffen. Der Bischof des Domstiftes von Seckau, Ulrich III. von Weißenegg (in dessen Bereich die Vorkommen des Muschelkalkes liegen), nicht der Propst des Augustiner Chorherrenstiftes, erscheint mehrfach im Gefolge Rudolfs IV. (nach gültiger Auskunft

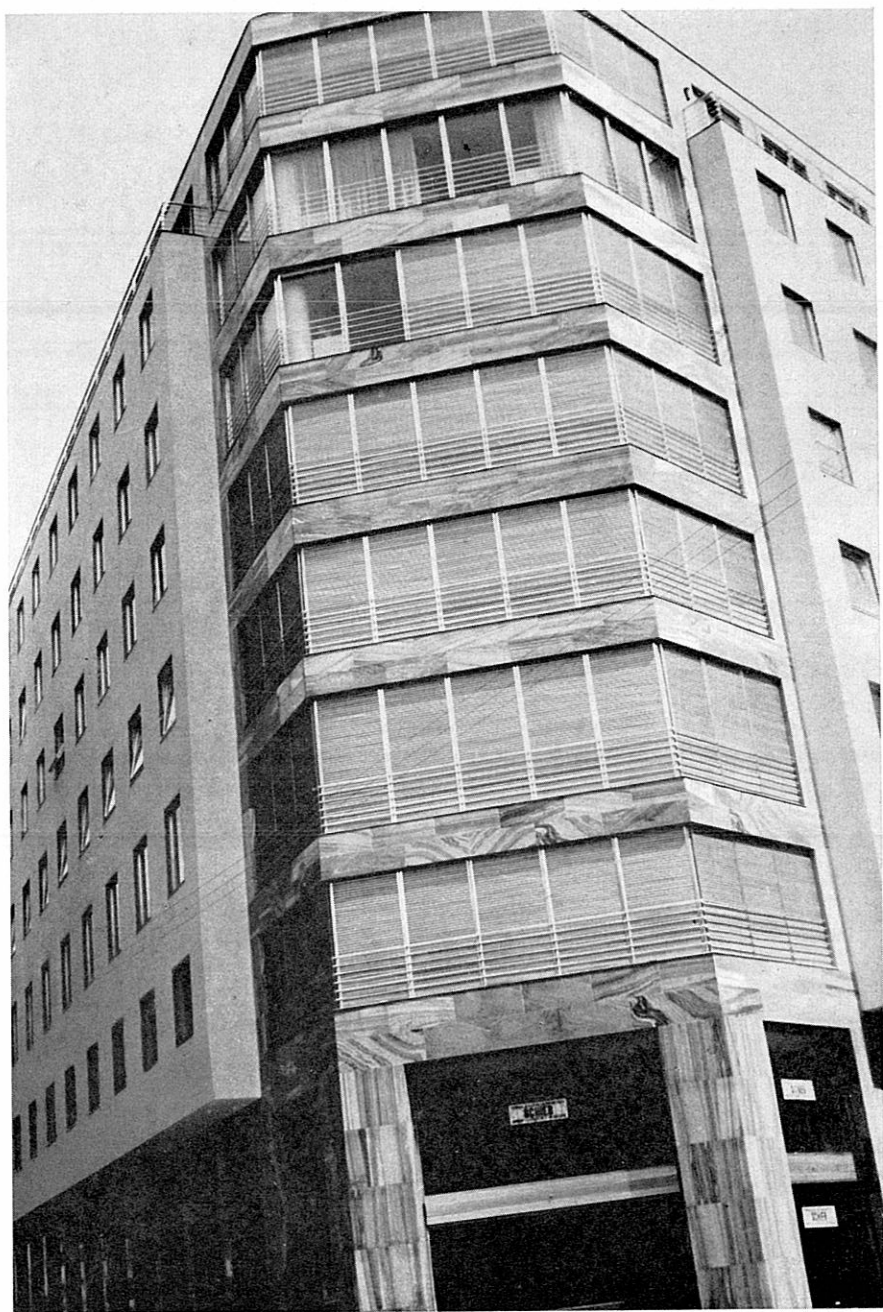


Abb. 1: Wien I., Verbundgesellschaft Eckrisalit Heidenschuß, Verkleidung in Salla-Marmor

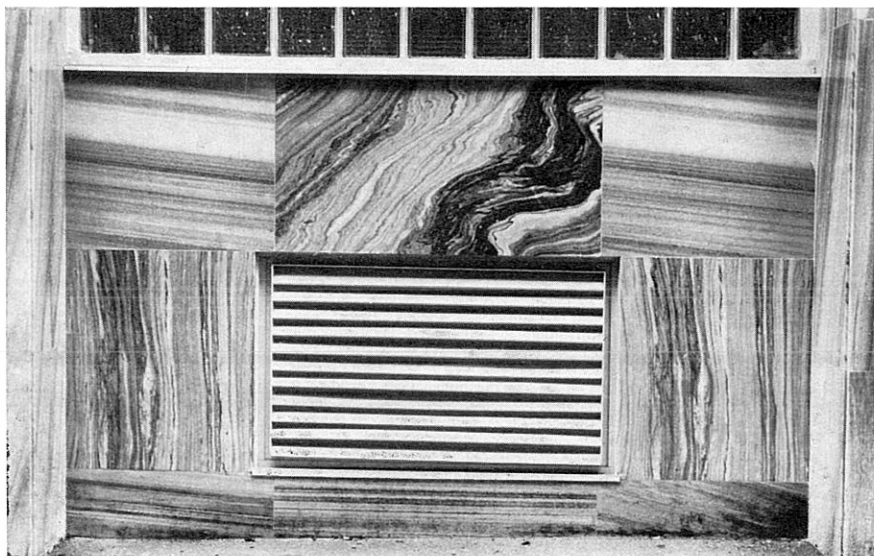


Abb. 2: Wien I., Verbundgesellschaft Fensterparapett Sella-Marmor (Aufnahme E. Mejchar)

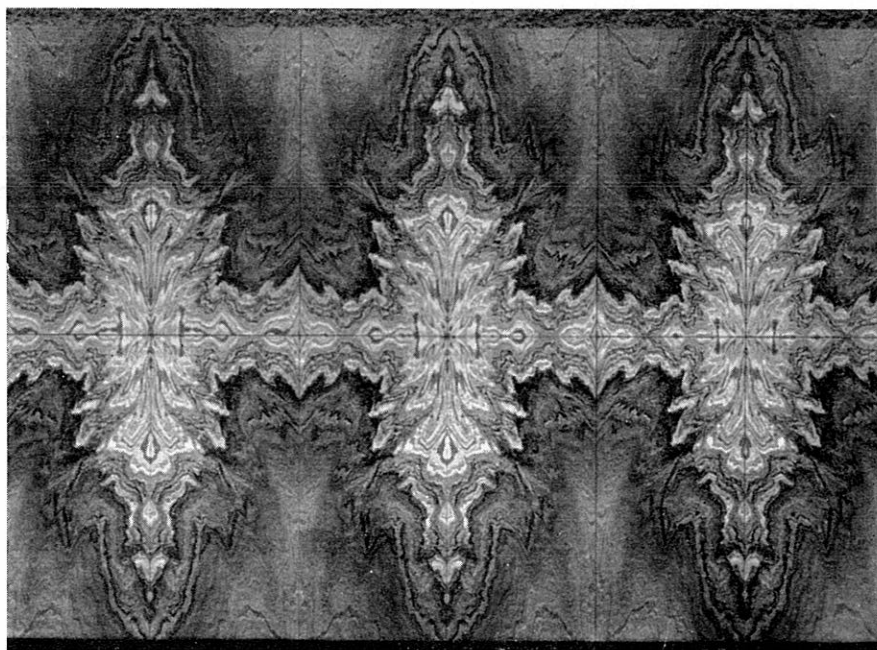
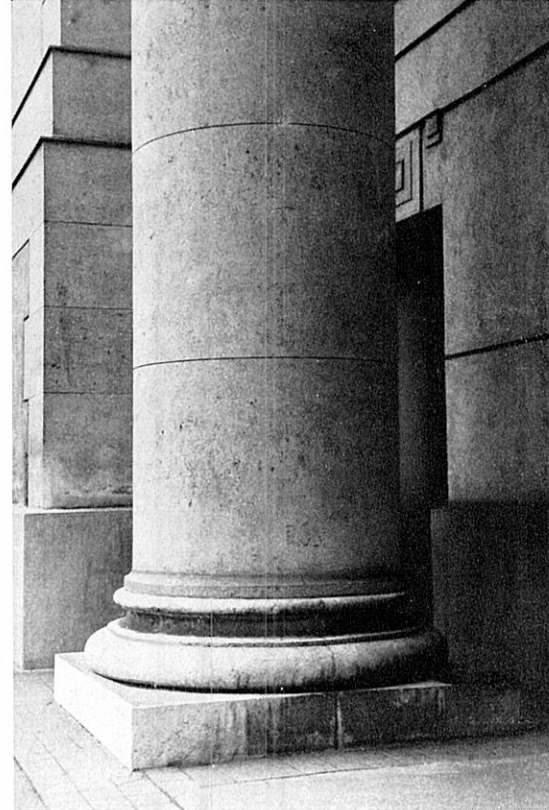


Abb. 3: Plattenverkleidung aus stark gefaltetem Sella-Marmor, 4 x 2 m. Muster der Firma Grein, Graz (Aufnahme Steffen-Lichtbild)



Abb. 4: Hofburg Festsaal-
trakt 1898 Aflenzer Stein

Abb.5:WienXI.,Zentralfried-
hof Begräbniskirche. Einzel-
heit von einer der vier gro-
ßen, aus je sieben Trommeln
bestehenden Säulen. Durch-
messer jeder Trommel 1,60m,
Höhe 1,25 m. Aflenzer Stein.
Basen Mannesdorfer Algen-
kalk.



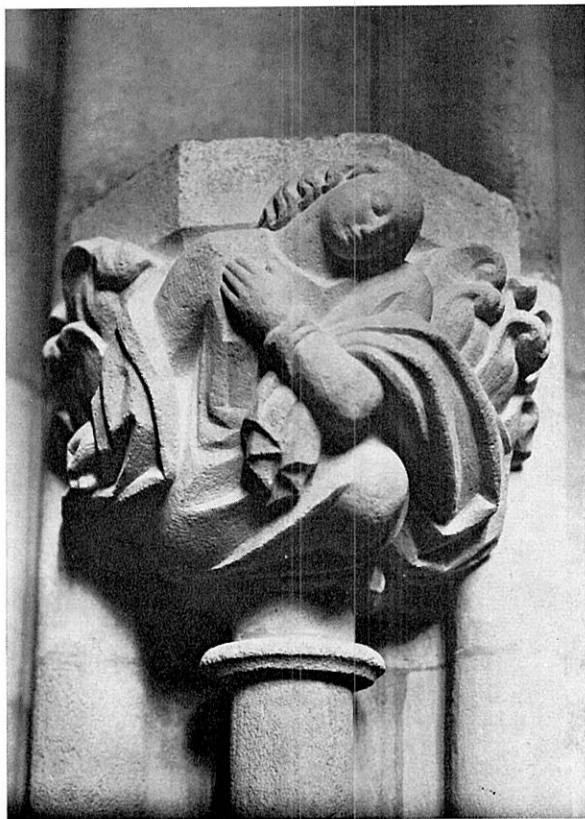


Abb. 6: Wien I., Stephansdom
Apostelchor. Neue Figuren-
konsole „Demut“ vom Bild-
hauer Prof. Robert Ullmann.
Aflenzer Stein (Aufnahme B.
Reiffenstein)



Abb. 7: Johannes Nepomuk,
von J. J. Schoy 1724, Aflenzer
Stein, seit 1927 im Barock-
museum im Unteren Belve-
dere, Wien (Bildarchiv der
Nationalbibliothek)

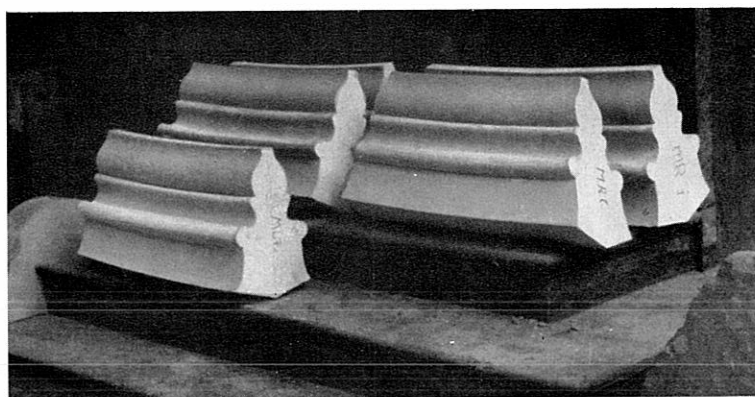


Abb. 8: Neue Gewölberücken aus Aflenzler Kalksandstein für den Chor des Stephansdoms (Aufnahme A. Kieslinger)



Abb. 9: Römerstein aus Cilli, Bachern-Marmor. Wien I., Hofbibliothek

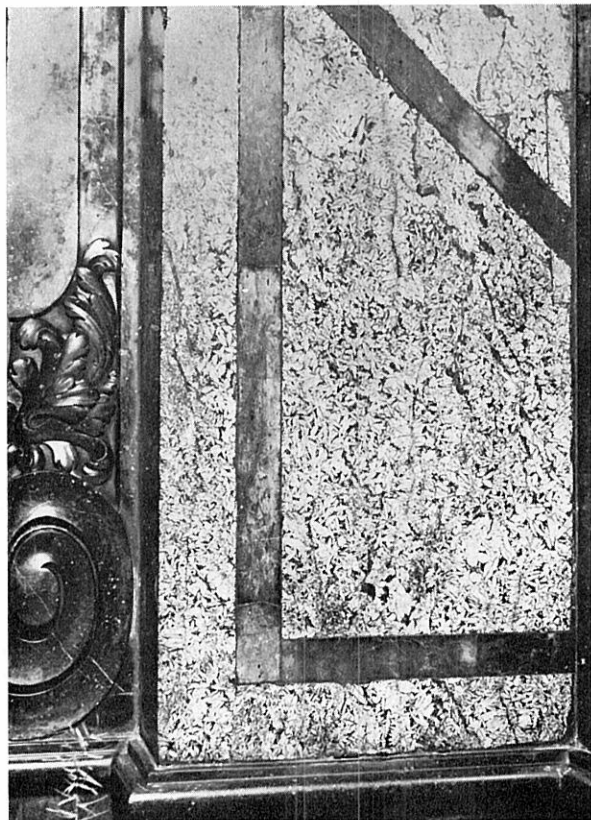


Abb. 10: Wien Stephansdom
Hochaltar Seitenpfeiler aus
Pinolit-Magnesit vom Sunk b.
Trieben (Aufnahme A. Kies-
linger)



Abb. 11: Wien I., Michaeler
Kirche Werdenberg-Grab-
denkmal 1627/1629 aus Pino-
lit-Magnesit Sunk b. Trieben
(Aufnahme Institut für Geo-
logie der Techn. Hochschule
Wien)



Abb. 12: Wien I., Michaeler Kirche Werdenberg-Grabdenkmal 1627/1629, Einzelheit vom Sarkophag mit dem bezeichneten Gefüge des Pinolit-Magnesits (Aufnahme Institut für Geologie der Technischen Hochschule Wien)

sein zu thun, auch so offte frucht. G. L. von dem Logg
 und so zu thun, 3. und so von offte frucht. G. L. von dem Logg
 in faden faden, und so faden so. 7. und so faden so. 7.
 Frillen Composita der Architectur M. J. von dem Borzoffis
 von Vigorla ganz so, und so faden so. 7. und so faden so. 7.
 Meißelstein, 2. so der faden so. 7. und so faden so. 7.
 und so faden so. 7. und so faden so. 7. und so faden so. 7.
 Meißelstein so. 7. und so faden so. 7. und so faden so. 7.
 so. 7. und so faden so. 7. und so faden so. 7. und so faden so. 7.

Abb. 13: Ausschnitt aus dem Originalvertrag über die Errichtung des Hochaltars von St. Stephan Wien 1640, in dem der „schwarz und weiß gesprenkte steyrisch oder klagensfurtische Märbelstein“ erwähnt wird. (Ordinariatsarchiv Wien)



Abb. 14: Block der Rudolfs-
tumba nach Entfernung der
Blendarkaden Fohnsdorfer
Muschelkalk (aus Kieslinger
1949)



Abb. 15: Einzelheit der
Tumba Rudolf IV. des Stifters.
Die weißen Winkel sind die
bezeichneten Querschnitte
der Muschel *Congeria* cf.
ornithopsis aus dem Fohns-
dorfer Muschelkalk (Auf-
nahme Bundesdenkmalamt
Wien)

von Prof. Dr. P. Benno Roth, OSB). Andererseits hatte der Herzog selbst im Murtal Besitzungen. Vielleicht können einmal glückliche archivalische Funde aufklären, wieso und warum in einer so frühen Zeit der schwere Gesteinsblock nach Wien gebracht wurde. Jedenfalls ist er der älteste steirische Stein in Wien.

Literatur:

- 1937 BALDRIAN R., Der k. k. Hofstatuarius Wilhelm Beyer. „Unsere Heimat“ 10, 74—85. Wien 1937.
- 1879 BECKER M. A., Niederösterreichische Landschaften. Wien 1879.
- 1907 FORCHER-AINBACH F. v., Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande. Z. histor. Ver. f. Stmk. 5, 49—134. Graz 1907.
- 1913 GROAG E., Die römischen Inschriftsteine der Hofbibliothek. Oster- und Pfingstbeilage 1913 der Wiener „Montag-Revue“.
- 1901 HANISCH A. und SCHMID H., Österreichs Steinbrüche. Wien 1901.
- 1885 HATLE E., Die Minerale der Steiermark. Graz 1885.
- 1948—1952 HAUSER A., Die bautechnisch nutzbaren Gesteine Steiermarks. Herausgegeben v. d. Lehrkanzel f. techn. Geologie d. T. H. Graz, 8 Hefte. Graz 1948—1952.
- 1892 KARRER F., Führer durch die Baumaterial-Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien. Wien 1892.
- 1907 KENDE O., Zur Handelsgeschichte des Passes über den Semmering von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Z. histor. Ver. f. Stmk. 5, 1—48. Graz 1907.
- 1928 KIESLINGER A., Geologie und Petrographie der Koralpe. VIII. Paragesteine. Sitzber. Akad. Wiss. Wien, math.-nat. Kl., Abt. I, 137, 455—480. Wien 1928.
- 1935 KIESLINGER A., Steinhandwerk in Eggenburg und Zogelsdorf. „Unsere Heimat“, Monatsbl. d. Ver. f. Landeskunde und Heimatschutz 1935.
- 1936a KIESLINGER A., Aus dem Steinbruchwesen im alten Ägypten. Steinbruch und Sandgrube 37, Nr. 17. Halle 1936.
- 1936b KIESLINGER A., Zur Geschichte der Steinverwendung. Deutsche Kunst und Denkmalfpflege 7—12, 1936.
- 1938 KIESLINGER A., Zur Geschichte des Wiener Sandsteins. „Unsere Heimat“, Monatsbl. d. Ver. f. Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien 1938 (Sonderdruck, gleichzeitig als „Mitteilungen der Deutschen Steinbruchkartei, Zweigstelle Österreich. Wien).
- 1948 KIESLINGER A., Gesteinsmoden in der Kunstentwicklung. Mitt. d. Ges. f. vergleichende Kunstforschung in Wien 1, p 2. Wien 1948.
- 1949a KIESLINGER A., Die Steine von St. Stephan. 488 S., 202 Bilder, Verlag Herold, Wien 1950.
- 1949b KIESLINGER A. (zus. mit SCHADLER J.), Gesteinsuntersuchungen. In JURASCHEK-JENNY: Die Martinskirche in Linz, ein vorkarolingischer Bau in seiner Umgestaltung zur Nischenkirche. 85—90, Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1949.
- 1951 KIESLINGER A., Gesteinskunde für Hochbau und Plastik. Österr. Gewerbeverlag, Wien 1951.
- 1953a KIESLINGER A., Fohnsdorfer Muschelkalk und Seckauer Sandstein, zwei vergessene steirische Bausteine. Mitteilungsbl. d. Abteilung für Mineralogie am Landesmuseum Joanneum, Heft 2, 37—46, Graz 1953.
- 1953b KIESLINGER A., Der Bau von St. Michael in Wien und seine Geschichte. Jb. d. Ver. f. Geschichte der Stadt Wien 10, 1—74, Wien 1953.
- 1956 KIESLINGER A., Die nutzbaren Gesteine von Kärnten. Sonderheft 19 d. Carinthia II, Klagenfurt 1956.
- 1958 KIESLINGER A., Zwei neue steirische Steinätzungen. Jb. d. Histor. Ver. f. Stmk. 49, 152—165, Graz 1958.
- 1963 KIESLINGER A., Die nutzbaren Gesteine von Salzburg. Verlag Das Berglandbuch, Salzburg 1963.

- 1948 KOHLBACH R., Der Dom zu Graz. Domverlag Graz.
- 1950 KOHLBACH R., Die gotischen Kirchen von Graz. Domverlag Graz.
- 1956 KOHLBACH R., Steirische Bildhauer vom Römerstein zum Rokoko. Domverlag, Graz 1956.
- 1859 LIND K., Die St.-Michaels-Kapelle in Wien. Ber. u. Mitt. Altertum Ver. Wien 3, 1—59, Wien 1859.
- 1904 MAYER A., Das niederösterreichische Landhaus in Wien 1513—1848. Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien 38, 1—133, Wien 1904.
- 1962 NOLL R., Griechische und lateinische Inschriften der Wiener Antikensammlung. Wien 1962.
- 1909 REUTTER H., Geschichte der Straßen im Wiener Becken. Jb. f. Landesk. Niederösterr. N.F. 8, 241 f., p 213, Wien 1909.
- 1916 SCHLESINGER A., Die Verkehrs- und Handelswege der österreichischen Alpenländer im 16. Jh. Mitt. Geogr. Ges. 59, 4 ff., p. 43, Wien 1916.
- 1804 SCHULTES J. A., Reise auf den Glockner. 1. Band, Wien 1804.
- 1898 STRACH, Geschichte des österreichischen Eisenbahnwesens 1, Wien 1898.
- 1884 TELLER F., Gangförmige Apophysen der granitischen Gesteine des Bacher in den Marmorbrüchen bei Windisch-Feistritz in Südsteiermark. Verh. GRA 1894, 241—246, Wien 1884.
- 1931 TIETZE H., Geschichte und Beschreibung des St. Stephans-Domes in Wien. Österr. Kunsttopographie 23, Filser-Verlag, Wien 1931.
- 1872 UNTCHJ G., Beiträge zur Kenntnis der Basalte Steiermarks und der Fahlerze in Tirol. Dissertation Graz o. J. (1872, Selbstverlag).
- 1881 WASTLER J., Das Mausoleum des Erzherzogs Carl II. von Steiermark in Seckau. Mitt. Centralkomm. z. Erf. u. Erh. der Kunst u. historischen Denkmale N.F. 7, 50—57, Wien 1881.
- 1952 ZYKAN J., Das Grabmal Rudolf des Stifters. Österr. Zs. f. Kunst u. Denkmalpflege 6, 21—40, Wien 1952.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Abteilung für Mineralogie am Landesmuseum Joanneum](#)

Jahr/Year: 1963

Band/Volume: [2 1963](#)

Autor(en)/Author(s): Kieslinger Alois

Artikel/Article: [Steirische Steine in Wien 61-74](#)